

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

6.8.1916 (No. 32)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 32

Karlsruhe, Sonntag, 6. August

1916

Inhalt: Gartenfest. Von Emanuel von Bodman. — Friedrich Nietzsche und die Politik. Von Fritz Mac. — Michael Schwertlos. — Mitten im Weltkrieg. Von Rolf Gustaf Haebler. — Altaltgeschichten und Sagen. I. Von Oberlehrer Bened. Schwarz.

Gartenfest.

Die Rosen spiegeln sich im Wasser,
schon ist ein Stern erwacht.
Auf unserm Tische liegt ein blasser
Schein, der ihn fremdvertrauter macht.
Die Gläser von uns allen blinken.
Woher kam dieser dunkle Kahn,
ist unsrer Treppe nah?!
Wie gleitete er stumm heran!
Dass keiner ihn von weitem sah!
Nun plätschert er auch wieder fort,
wir pressen unser Glas und trinken,
und heller wurde unser Wort —
wie rot noch rings die Rosen winken!
Doch einst, da legt ein solcher Kahn
mit einem Rucke bei uns an,
wir sehn uns schauernd ins Gesicht:
wer soll es sein?
Und eins erblaßt, grüßt und steigt ein
und gleitet fort. Und die, die bleiben,
blicken ihm nach und sprechen nicht,
die Wellen treiben, treiben.

Emanuel von Bodman.

Friedrich Nietzsche und die Politik.

Von Fritz Mac.

Zu den Büchern, die draußen an der Front am meisten gelesen werden, gehört Friedrich Nietzsches Buch vom Uebermenschen: Also sprach Zarathustra. Auf der Suche nach einer Deutung dieser in mehrfacher Beziehung erstaunlichen Tatsache darf man wohl die ästhetische Freude an der sprachlichen Kraft und Schönheit des Buches neben dem Bedürfnis unserer Feldgrauen, sich aus der realen Welt brutaler Tatsachen in eine andere, geistige Welt, wenn auch nur für Stunden hinüber zu retten, als die stärksten Motive bezeichnen. In eine besondere Hineigung zu den philosophischen Lehren Nietzsches glaube ich, wenigstens bei der überwiegenden Mehrheit der Schützengrabenleser, nicht. Eine solche würde mit dem gerade in diesem Kriege zu besonderer Stärke entwickelten Gemeinheitsgefühl zu sehr im Widerspruch stehen. Nietzsche aber hat jede Einordnung und Unterordnung des Menschen als ein Attentat auf die Persönlichkeit, auf den großen, starken Willen des Individuums bezeichnet. Es ist in diesem Zusammenhang, zum Teil auch mit Rücksicht auf verschiedene Erscheinungen im öffentlichen Leben der letzten Wochen, von fesselndem Reiz, der Stellung des Dichterphilosophen zu den Fragen der Politik an Hand seines Lebenswerkes nachzugehen.

Im Jahre 1870, bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, war Nietzsche bekanntlich Professor an der Universität in Basel. Damals schrieb er in einem Briefe an seine Mutter: „Es gilt unsere Kultur und da gibt es kein Opfer, das groß genug wäre. Dieser fluchwürdige französische Tiger!“ Von diesem temperamentvollen Ausspruch des damals Sechszwanzigjährigen bis zu dem Wort in „Ecce homo:“ „Andererseits bin ich vielleicht mehr deutsch, als jegliche Deutsche, bloße Reichsdeutsche es noch zu sein vermöchten, — ich, der letzte antipolitische Deutsche“ führt ein weiter Weg voll schwerer, seelischer Kämpfe und Erschütterungen. Überall in seinen zahlreichen Schriften sind Spuren der gewaltigen Schlägen,

die der nach außen vornehm-liebenswürdige, sensible Mensch in seinem Innern durchgefochten. Sie lassen erkennen, wie der Altphilologe auch mit den großen politischen und sozialen Problemen gerungen, wie er sich mit den einschlägigen geistigen Mächten auseinandergesetzt, wie er sich zuletzt von den überkommenen Meinungen und Urteilen losgesagt, die alten Ideale in sich zertrümmert und an deren Stelle neue zu setzen bemüht hat. Am Ende dieses, mit einer elementaren Leidenschaftlichkeit geführten gewaltigen seelischen Kampfes steht der Raumburger Pfarrer als erbitterter Feind des Christentums, als fanatischer Feind des Staates an sich und als wissenschaftlicher Verneiner des Deutschen.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, worin Nietzsches Haß gegen den Staat wurzelt. Dieses „kälteste aller Ungeheuer“ bedeutete ihm eine Gefahr für den Uebermenschen. Für ihn beginnt der Mensch, der nicht überflüssig ist, erst da, wo der Staat aufhört. Denn die Schranken, die der Staat, unüberwindlich auch für den Stärksten, aufrichtet, sind Hemmungen für die starke Individualität, und darum, vom Standpunkt des Herrenmenschen, unmoralisch. Die organisierte Unmoral nennt er einmal den Staat, und alles, was der Einzelne im Dienste des Staates tut, bezeichnet er als schlecht und naturwidrig. Trotz dieser eindeutigen Beurteilung des Staates hält er doch auf der anderen Seite durchaus nicht dafür, diese Einrichtung etwa auf einmal zu beseitigen. Sowohl vom Standpunkt der Vernunft als von dem der Geschichte erschien es ihm Annäherung, jetzt schon an derartige zu denken, da „noch niemand die Samenkörner aufzeigen könne, die in das zerrissene Erbreich nachher gestreut werden sollen.“ Er wünschte direkt, daß jetzt noch der Staat eine gute Weile bestehen bleibe, und lehnt die anarchistischen Versuche übereifriger Halbwisser ab.

Da Nietzsche die möglichst ungehinderte geistige Entwicklung der Persönlichkeit als erste Forderung erhebt, ist es verständlich, wenn er alles, was diesem Ziel nicht förderlich erscheint, von dem Einzelnen abzuhalten bestrebt ist. Die Politik verschlingt ihm allen Ernst für wirklich geistige Dinge. Kultur und Staat sind ihm deshalb auch Antagonisten. Er ist überzeugt, wenn man sich für Macht, Politik, Wirtschaft, Parlamentarismus usw. ausbebe, die Energien an Verstand, Wille, Selbstüberwindung auf der anderen Seite, der Seite der rein geistigen Kultur, fehlen müßten. Es zeugt von seiner im Grunde doch ziemlich starken Einseitigkeit und Weltfremdheit, wenn er bei Gelegenheit einmal sagt, Eitelkeit und Mittelmäßigkeit hätten sich von je in der Politik breit gemacht. Den politischen Führern traut er nicht zu, bestimmen zu können, was das Ziel des Lebens sei, noch weniger, die Mittel zu diesem Ziel zu finden. Als Ausnahmefall wollte er deshalb auch keiner bestimmten politischen Partei zugerechnet werden, weder den Konservativen, noch den Liberalen, noch den Sozialisten. Er hielt es nicht für wünschenswert, daß der letzteren Reich der Gerechtigkeit und Eintracht auf Erden gegründet werde. Es ist im übrigen nur natürlich, daß der Verkünder der Herrenmoral dem Sozialismus ablehnend gegenüberstehen mußte. Da die Menschen von Geburt aus ungleich seien, sei es auch von vornherein ausgeschlossen, von einer Gleichberechtigung aller zu reden. Etwas oberflächlich meint Nietzsche, die Aufsehung der im Leben schlechter Gestellten sei ein lächerlicher Enttäuschungs- und Hoffnungsgegenüber denen, die besser weggekommen, die Vornehmen und Ueberlegenen. In dem Streben des Sozialismus, möglichst allen ein sorgenloses Leben zu verschaffen, sah er wieder eine Gefahr für die Kultur, denn die großen Geister bräuchten Kampf und Zwiespalt als Antrieb — da ihm außerdem der Einzelne, sofern er sich aus der Masse heraushebt, ungleich mehr galt, als diese Masse, predigt er den Glauben an den Elitemenschen sowie die Lehre, über die Massen so rücksichtslos zu denken wie über die Natur. Alle diese Anschauungen wurzelten letzten Endes in seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß unsere Kultur das Werk Einzelner, nicht der Masse sei. Kann man so die Gequerschaft des geistigen Vaters des Uebermenschen gegen die politischen Ziele des Sozialismus aus seiner ganzen Wertung der Masse als Verdientere, als die Viel-zu-vielen begreifen, so ist doch die völlige Verständnislosigkeit, mit der er der Arbeiterfrage im besonderen gegenüberstand, nicht ohne weiteres gegeben. Die Arbeiter befinden sich nach seiner Meinung viel zu gut, man habe sie zur Unbescheidenheit erzogen. Die Gleichheitsapostel, die die Arbeiter neibisch machten, belegt er mit dem bösen Wort „Sozialisten-geindel“. Sein Urteil über die Arbeiterbewegung gipfelt schließlich in der schroffen Formel: Das Unrecht liegt nicht in den ungleichen Mächten, sondern in dem Anspruch auf gleiche Rechte. Für übrigen will er genau so wenig von denen wissen, die für den „Fortschritt“ arbeiten, als von denen, die in die Vergangenheit zu-

ried wollen. Von den nationalen Parteien aber sagt er, daß ihre Triebfedern, genau wie die der sozialistischen, Reich und Hausheit seien.

Aus dieser seiner Stellung zu den einzelnen Parteien erwuchs denn auch seine Abneigung gegen den zeitgenössischen Parlamentarismus. Er fand es unmoralisch, wenn man die Politik der Partei über seine eigene Überzeugung stelle, wobei natürlich sein Widerwille gegen den in der Parteidisziplin liegenden Zwang für den freien Willen des Einzelnen mitsprach. Die Dogmen der einzelnen Parteien nennt er „Alfred-Dummheiten.“

Wie sehen nun die politischen Ideale des Umwerterers aller Werte aus? Im Innern schwebte ihm ein Zustand vor, bei dem die schweren Arbeiter denen zugeteilt werden, die am wenigsten darunter leiden. Die Gesellschaft ist nach Rangordnung aufgebaut, darum soll hinsichtlich der Leistungen eine Abstufung je nach der Tragfähigkeit des Einzelnen eingeführt werden. Im Grunde aber wünscht er, von seiner Vorliebe für das klassische Altertum beeinflusst, nur zwei Hauptkassen: die Arbeitenden und die Mächtigen.

Stand Nietzsche so, was die inneren politischen Ziele anlangt, im denkbar schroffsten Gegensatz zum Sozialismus, so weist sein außenpolitisches Ideal in manchen Punkten eine überraschende Übereinstimmung mit dem noch heute gültigen Programm der „Internationalen“ auf. Es erscheint uns heute in der grellen Beleuchtung des gegenwärtigen Weltbrandes als eine Wirklichkeitsfeindliche, schöne Utopie, was Nietzsche in dieser Richtung, in den gegenseitigen Beziehungen der Völker zueinander, als Idealszustand betrachtete: eine europäische Universalmonarchie; die Vereinigung aller Staaten Europas zu einem Bundesstaat schien ihm die „größere“ Idee gegenüber der inneren Einigung Deutschlands. Auch prophezeite er die wirtschaftliche Einigung Europas, die nach seiner Ansicht mit Notwendigkeit kommen müsse. Die Beschlässe der Pariser Wirtschaftskonferenz, wenn sie auch kaum zur Durchführung kommen werden, bedeuten jedenfalls eine interessante Phase in der Entwicklung eines wesentlich anders sich darstellenden wirtschaftspolitischen Prozesses. Lediglich in der Voraussage einer Friedenspartei, die ohne Sentimentalität den Krieg verbiete, nähert sich Nietzsche der, freilich nicht ganz ehrlich gemeinten, Forderung unserer Gegner nach einem internationalen Schiedsgericht, das alle künftigen Streitigkeiten zwischen den Völkern zu schlichten berufen sei.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Nietzsche bei Beschäftigung mit diesen Problemen auch mit dem Gedanken der Verklärung sich auseinandersetzte. In einer wiederum für seine Weltfremdheit charakteristischen Verkennung der damaligen politischen Gesamtlage stellte er als obersten Grundsatz jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft die These auf: „Nieber zugrunde gehen, als hassen und fürchten, und zweimal lieber zugrunde gehen, als sich hassen und fürchten machen.“ Er recurriert den bewaffneten Frieden und sah als das beste Mittel zum wirklichen Frieden an: „sich wehrlos zu machen, während man der Wahrheitsehe war.“ Der Nationalismus bedeutet für ihn eine Kulturgefahr, der eine krankhafte Entfremdung zwischen die Völker Europas gelegt habe. Es stand für Nietzsche fest, daß das letzte, unausgesprochene, geistige Ziel aller tieferen und umfanglicheren Menschen seines Jahrhunderts dahin ging, den Europäer der Zukunft vorzubereiten. Wie Kultur und Staat hielt er Wissenschaft und Nationalgefühl für unvereinbare Gegensätze. Ueber das Nationale hinaus zu einer höheren Gemeinschaft zu gelangen, schien ihm erstrebenswerter als, zum Schaden aller höheren Kultur, sich immer noch mit nationalen Baumpfählen zu umstecken.

Die Wandlung, die Nietzsche im Verhältnis zu seinem eigenen Vaterland durchgemacht, ist bekannt; zum Teil auf rein persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen beruhend, die bei der sensiblen Natur des Philosophen tiefere seelische Spuren hinterlassen mußten, zum Teil aus ausschließlich wissenschaftliche Überzeugungen sich gründend, die trotzdem auch subjektiv gefärbt waren, kann sie in dem vorliegenden Zusammenhang außer Betracht bleiben.

Nietzsches Stellung zum Krieg endlich ist schon mehrfach erörtert worden. Auch hier hat er eine entscheidende Wandlung durchlebt, denn von seiner ursprünglichen Verteidigung des Krieges ist er später abgekommen. Während er anfänglich überzeugt war, daß der Krieg und der Mut mehr große Dinge getan hätten, als die Mächtigsten, untersucht er in späteren Jahren vor allem den Muth. Er verdammt den Eroberungskrieg, sowie den ungerechten Krieg überhaupt. Die Urheber, die Minister, Volksredner und Zeitungsschreiber sollten nach seiner Ansicht als Mörder hingerichtet werden. An diesem Punkt laufen die Gedankenfäden Nietzsches weit in unsere aktuellste Gegenwart hinein.

Michael Schwertlos. — Mitten im Weltkrieg.

Von Volk Gustaf Hagler.

Vor einigen Monaten war an dieser Stelle in eingehender Weise von den Dichtern des Krieges die Rede; indessen handelte es sich damals mehr um einen Nebenblick über die Fälle, wobei freilich nur von Wesentlichen die Rede war. Es ist selbstverständlich, daß eine von solcher Absicht getragene Berichterstattung absehen mußte von der Wertung des einzelnen, und daß bestenfalls nur grobe Umrisse gezeigt werden konnten: wobei denn auch die beiden, von denen heute

in besonderer Weise die Rede sein soll, nur flüchtige Erwähnung fanden.

Neben Versch, dem eigentlichsten Sängler der Zeit, auf den hinzuweisen stets angebracht erscheint, sind Albrecht Schaeffer und Josef Winkler in erster Reihe zu nennen; denn mehr und eindringlicher als die meisten Dichter der Gegenwart hat in ihren Dichtungen, die in vorzüglicher Ausstattung im Inselverlag Leipzig erschienen sind, der Sinn und Gehalt des Krieges dichterischen Ausdruck gefunden. Dabei sind beide sehr wesentlich verschieden; aber diese ihre besondere Artung beweist uns, daß es in erster Linie darauf ankommt, wie einer einen Stoff gestaltet; beweist, daß — inhaltliche Wertigkeit ist ja in einem gewissen Sinne hier vorausgegeben — nicht Absicht, sondern Können, nicht patriotisches Wollen, sondern künstlerische Kraft auch in der vaterländischen Dichtung das Entscheidende ist: eine Erkenntnis, die man sich merken sollte.

Das Buch Albrecht Schaeffers heißt: „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte.“ Schaeffer bezeichnet sich dabei nur als den Herausgeber. Aber nicht genug damit: in einer sehr eingehenden, novellistisch aufgearbeiteten Einleitung erzählt er von Michael Schwertlos, einem sonderbaren, in seltener Verschleierung lebenden, leidenden, dichtenden Menschen, von dessen tatsächlichen Vorhandensein nur Briefe und Gedichte Zeugnis ablegen, und dessen wirkliches Sein in einer sicherlich bewußten und absichtlichen Symbolik hinter dem Erlebnis der Zeit ganz verschwindet. Schon diese Verkleidung, eine übrigens formal ungemein reizvolle Maske, weist auf die Grundrichtung des Dichters hin: er ist Romantiker. Denn seine Umständlichkeit, der ganze pseudo-pseudonyme Mantel, den er sich umhängt — verbrämt, geistvoll, mit Blüten behängt, gefüllt bis zum Unnötigen, und mit einer fast ironischen wissenschaftlichen Geste —, alles dies ist im Kern romantisch. Mag einer darin Unzeitgemäßes, allzu Umständliches, Spielerei sehen: mir war es Genuß, dieser Verkleidung zuzuschauen. Geist, Schönheit, überlegenes Können ist überreich darin. Mag es einer unnötigen Ballast nennen: wir werfen ihn ab und steigen, allmählich und langsam, uns von dem Irdischen lösend, in das Blau seines Dichtershimmels. Schon in der Einleitung stehen ein paar Liedzeilen, Bruchstücke aus Liedern des Michael Schwertlos. An jener Stelle nun ist davon die Rede, daß von dem Dichter eine Reihe Soldatenlieder vorhanden sind, daß sie indessen aus bestimmten Gründen nicht in das Buch aufgenommen sind. Wenn man nun, nachher, doch einige wenige Lieder findet, so bedauert man diesen Entschluß, denn diese sind in ihrer, sicherlich bewußten Einfachheit so stark und so ursprünglich empfunden, daß man nicht den Eindruck des künstlerisch Gefakten hat, sondern glauben möchte, sie sind einer Sammlung alter Volkslieder, etwa dem Wunderhorn, entnommen. — so schlicht und innig wird man von der Melodie der Lieder ergriffen, und man Sehnsucht hat nach jenen, die nicht in das Buch aufgenommen sind. Und dies ist, bei allem Bewußten, Gefakten, Abständlichen, das man nur kritisch empfindet, Beweis für die innere Echtheit dieser Lieder.

Es ist nur natürlich, daß dieser Dichter des Soldatenlieds und der Volksweise, zu der ihn Begabung und bewußtes Können macht, als ein reiches, formales Talent in seinen Gedichten erscheint: vom reinen, lyrischen Aufbau eines Gedichtes bis zu ekstatischen, freien Rhythmen spannt sich sein künstlerischer Wille. Kommt hinzu, daß in ihm eine starke, beständige, musikalische Kraft singt, ein Meister des Klanges und des Taktes ihm eigen ist, und seine Sprachkraft aus einer Fülle erlebten Inhalts formt. Man versteht, daß eine so gedehnte, so reiche Begabung in Wort, Ton und Bild eben aus ihrem Reichthum heraus auch gern mit offenen, allzu leicht geöffneten Händen gibt. Die Seligkeit seines Singens könnens geht weit in Raum und Zeit, und spät erst, vielleicht auch zuweilen allzu spät, sagt ihm sein kritischer Wille Halt. Und hierin, in seiner Neigung zum Unbegrenzten (es ist ja schon oben nebenher ausgesprochen), liegt die Begrenzung und die Gefahr seiner Begabung: der Unersättlichkeit des Ausdrucks, der Musik, dem Inhalt, dem nicht eigentlich künstlerischen Wollen zu verfallen. So gibt er zuweilen mehr, wenn er weniger gibt, sagt viel, wenn er wenige Worte macht, erschütterter mehr, wenn er leise kommt und still, als wenn er in all seiner prächtigen Rüstung anstürmt. Aber trotzdem: hat man einmal die moderne Unlust am Ausgesprochenen, an der gedehnten Melodie alter Lyrik überwunden, dann geht man gerne diese langen Gänge, denn sie sind allemal umrankt von vielen schönen und duftenden Blumen. Und schließlich ist das Entscheidende ja immer nur das Ganze: und die Welt dieser 210 Seiten ist tatsächlich eine Welt, eine klingende, singende, brausende Schöpfung.

Von Albrecht Schaeffer zu Josef Winkler ist es ein Sprung von Jahrzehnten. Aus der stilleren, immer ein wenig verschleierte Welt der Romantik in unsere Gegenwart hinein; vom Stil der schönen Worte und klangvoller Begriffe zum knappen Telegramm und zur Tatsache. Wenn man Winkler literarisch einreihen will, so ist er Realist, einer von jener Art, die in Zola und Walt Whitman ihre Großen hat. Aber er ist noch etwas mehr: und dieses Mehr ist das Entscheidende.

Für den, der sein Buch „Mitten im Weltkrieg“ anschlägt, ist erste und vielleicht zunächst verwirrende Wirkung: Verse von einer zerstückelten Wucht; Worte oft nur nebeneinander; kurze Sätze; Schreie; nirgends Maß und Ruhe. Klagen, Singen, Mittel und Wirkungen der Lyrik, wie wir gewohnt — alles das fehlt. Aber dafür beherrscht er in einer urtümlichen, unsagbaren Weise die Technik eines hämmernenden Aufbaues von Begriffen, Wirklichkeiten, Symbolen, alles hart ineinander, nebeneinander: wie Maschinengewehre rasselnd seine Verse und mähen in einer unwiderstehlichen eisernen Kraft allen kritischen und sonstigen Widerstand nieder. Ohne Zwei-

fel ist hier ein starker Wille zu besonderem Stil vorhanden, und es will mir scheinen, als ob dieser Stil in seiner nackten Tatsächlichkeit und Unscheinbarkeit dem, in seiner Art, auch neuartigen Stil des modernen Krieges am nächsten steht: Auch hier organisiertes Chaos, gebändigte Masse und Feldgrau; und dabei gedanklich wesentlich deutscher Art und in gleichem Sinne religiös.

Das inhaltliche Gebiet seiner Dichtungen ist fast unbegrenzt. Er besingt die Wägen; läßt alte Prophezeiungen aufleben; der Papst betet in St. Peter; die 12er Mörser, der Flieger, die Zepfeline, U-Boote rauschen daher; ein Flüchtlingszug rast durch die Nacht; Hindenburg fährt nach Osten (das beste Hindenburggedicht vielleicht); aber auch in die Tiefen und Weiten des Geistes geht sein Wille: er läßt die Hohen Schulen sprechen, dem Geist der Väter, der Mütter; die Kanzel spricht; er besingt das deutsche Proletariat; dichtet eine „Soldatenmesse“; erlebt den Mythos des Krieges und gibt zuletzt in der „Apokalypse von Dyd“ eine, aus einer drängenden Realist herauswachsende Vision von überwältigender Kraft, die, zugleich als Beispiel seiner Art (besser als alle Kritik, Empfehlung und literarische Bersekung seines Schaffens — aber nicht sein bestes, sondern sein bezeichnendstes Gedicht!) hier stehen möge:

Landsturm, junge Regimenter, ostpreussische Füsilier,
Mit zerflossenen Fahnen, pommerische Grenadiere,
Durch Frost und Blodengestöber der Winterschlacht,
Gewaltmärsche, Angriffe Tag und Nacht,
Aus dem Hungerwürgen der Oede, aus der Eiswinde Wut,
Geblendet, zermartert, beschmutzt mit Blut,
Von Tilsit, von Gumbinnen, von Johannsburg,
Auf Suwalki, auf Komza, auf Dyd,
Ueber den Strom, um die Sümpfe, die Forste hindurch:
Trieben sie, trieben den Russen zurück! zurück!
Guben hundert versenkte Geschütze aus Erd und Seen,
Büge, Wagen, Bagage und Belte ließ er in Panitz stehn,
Fliehend verbrannte er hinter sich Haus an Haus,
Wie Wölfe, immer neue Rudel, aus Höhlen heraus:
Generale, Obersten, Sibirier, mehr, Springfluthaft mehr,
Wie bei Tannenberg ein ganzes zerstiebendes Heer,
Unübersehbar alle Straßen wimmeln Gefangene schon:
Ostpreußen ist frei! Die Grenze ist leer!
Und Trommeln und Pfeifen und Brausen und Siegesjubel-Glück,
Kings näher sich wälzend, und Pferdewiehern und hallend Rad,
Erfüllten donnernd und grausig die düstern Ruinen der Stadt —
Plötzlich schwillt ein Ruf von Bataillon zu Bataillon:

„Der Kaiser ist in Dyd!“
Und Tausende rissen Tausende mit
In Präsentiermarsch, Paradeschritt,
Völker ganz Asiens lauschten mit gebeugtem Genid:
„Der Kaiser ist in Dyd!“

Den Hohn und Haß der ganzen Erde umgellt,
Der allerchristlichste Kaiser der Welt,
Der vor dem christlichsten Volk im Harnisch stand,
Wie ein geharnischter Heiliger betend stand,
Vor dem heiligsten Volk gen Mord und Krieg,
Und Treue vertraut und Trug nicht gekannt
Und zornig auffuhr und abermals schwieg
Und abermals legte das Schwert aus der Hand,
Und den Gott nun begnadet mit Sieg auf Sieg,
Der leidend gealtert, je höher er stieg
Aus Mord von Millionen zu Ruhm und Glück:
„Der Kaiser ist in Dyd!“

Und sie stiegen auf die Schultern der Gefangenen empor,
Auf Häuser, in Fenster, Türme, ein Jubel-Chor,
Aus Schlacht-Gräben, leuchend, aus der Eiswinde Wut,
Von Frost zermartert, gemagert, siech, verwildert, voll Blut
Zu sehn, zu sehn,
Den Germanen-Kaiser zu sehn! I!
Und Stille ward in ganz Dyd
Strahlende, himmlische Brücke, o schöne,
Hingeschwungen
Aus Stadt und Land in Wolken, hinaus in Azur
O Brücke

Der Verklärung:
Und sie nahen — langsam —
Bei Rosauenschall —
Aus Dual-Beiten, aus Glanz-Beiten,
Auf weißem Streitroß reitend — steil der erste Held —
Hermann der Cherusker!
Und Horden, Heerhaufen, Herzöge, Könige,
Karl der Große! Volk, Volk, Barbarossa! Konrad der Salier!
Landknechte, Söldner, Deutsch-Ritter, Reichs-Fähnlein,
Der alte Fritz! Raubbogelkühn! Standarten, Studenten, Soldaten,
Blücher! Landsturm, Volksheer, Moltke! Bismarck!
Bataillone, Regimenter, Brigaden, Brigaden,
Ununterbrochen rollende Kolonnen,
Gleichmäßig stampfen
Alle blutend, schlachtzerlumpt,
Von Langemart, Coiffons, Fingtau,
Infanterie, Jäger, Husaren, Artillerie,
Train, Flugzeuge, Trommler, Riesenmörser,
Panzerautos, Kavallerie, Infanterie, Pionier,
Ambulanz, Infanterie, Feldbahnen, Küraffiere,
Infanterie, Infanterie, Infanterie, Infanterie,
Der Kaiser! —

Und Adler kamen in Heiligenchein,
Die streuten über ihn Weissen und Lilien,

Neben ihm, gewaltig, nicht aufrecht:
Wagrecht die Leiber, wie schwimmend den Reiter
Nach rückwärts tretend: Cherubim-Jünglinge
Mit Fahnen aller Länder, mit Fadeln der Unsterblichkeit!
Mit Sirius-Kränzen! Zeitwenden! Morgenaufgängen und Ori-
flammen!
„Benedictus, qui venit in nomine Domini“

Albtalgeschichten und Sagen.

Von Oberlehrer Bened. Schwarz.

I.

Die Alb entspringt am östlichen Abhange der Teufelsmühle in einer Höhe von fast 800 Meter als ein kleines Waldwässerlein, das lustig plätschernd über Felsen zwischen Moos und Farnkraut durch den Vogelgrund am Bieffensberg und an der Klause vorbei hinab-eilt zur Loffenauer Säge. Bei Herrenalb beginnt ihr Lauf ruhiger zu werden; ihr Tal weitet sich zum sagen- und geschichtenreichen Albtal, das bei Ettlingen zwischen Kreuzel- und Rottberg seinen Abschluß findet.

Die Ruinen von Herrenalb und Frauenalb führen uns zurück ins Mittelalter, in die Zeit der Kreuzzüge; sie erinnern auch an die Bauernkriege und den unseligen deutschen Religionskrieg, den man den Dreißigjährigen nennt, aber auch an die vandalische Zerstümmungssucht der „großen Nation“, die uns heute „Barbaren“ schelten will.

Ein Gang durch das liebliche Tal, das zwar keine großartigen oder wilde Naturschönheiten aufzuweisen hat, doch eigenartiger Reize nicht entbehrt, führt uns an verschiedenen Stellen auf uralte Straßenzüge, die heute noch die Benennung Römerstraße oder Heerweg führen und an die Zeiten erinnern, wo bereinst das stolze Römervolk in Deutschlands Gauen gewaltet hat, und die schroffen Felsen bei Herrenalb sind Zeugen einstiger gewaltiger Naturereignisse, die weit hinter jenen Zeiten zurückliegen, in denen man begonnen hat, Geschichte zu schreiben.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine geschichtliche Abhandlung über die drei wichtigsten Punkte des Tales: Herrenalb, Frauenalb und Ettlingen zu schreiben; in größeren Druckwerken kann sich der Leser darüber zur Genüge belehren. Auch die wichtigsten Sagen, so diejenigen von der Gründung der beiden Klöster Herren- und Frauenalb und die der Umgebung von Ettlingen sind in Schmeidler und anderen Sagenbüchern des langen und breiten, in Prosa und guter und schlechter Poesie niedergeschrieben. Wozu sie hier in unserer papierarmen Zeit abdrucken?

Was ich hier veröffentlichen will, sind kleinere Geschichten und Sagen, wie ich sie im Laufe der Jahre aus alten vergilbten Blättern der Archive gesammelt habe.

Manchmal greifen Sage und geschichtliche Tatsache eng in- einander hinein, das zeigt sich z. B. bei der Schmeidler'schen Sage von den umgehenden Feldmessern. Nach ihr soll in den heiligen Nächten ein Geisterzug von Marzell bis zur Walmühle hinter Ettlingen hin- und zurückgehen. Vier Männer, deren jeder ein Licht trägt, führen in ihrer Mitte einen nackten Mann, aus dessen Leib, vom Kopf bis zu den Füßen, Feuer hervorklüht. Ein sechster schreitet in kleiner Entfernung neben her; er trägt ein blaues Licht und kann ersöht werden. Die fünf andern sind unter sich im heftigen Streit begriffen und schlagen wild aufeinander los, besonders auf den Mann, der in der Mitte geht. Sie waren nach der Sage betrügerische Feldmesser, und der Nackte ihr Anstifter, weshalb die andern ihm nun Vorwürfe machen und Rache an ihm nehmen.

Soweit die Sage. Was ist nun geschichtlich Wahres an der Sache. Das Dorf Speffart, dessen Gemarkung ins Albtal herunterging, bzw. noch geht, war bis 1803 frauenalbisches Gebiet. Dem Kloster Frauenalb machte jedoch im Mittelalter und noch im 18. Jahrhundert die Stadt Ettlingen vielfach das Eigentumsrecht einzelner Markungsteile, besonders an Wald und Wiese im Albtal streitig. Um die Größe eines solchen Gemarkungsteiles genau kennen zu lernen und die Höhe der entsprechenden Abgabe an die Stadt fest- setzen zu können, kamen laut eines im Großh. Generallandesarchiv aufbewahrten Protokolles im Jahre 1763 eines Tages fünf Männer von Ettlingen in Begleitung eines Stadtrates nach Speffart und be- gannen sofort die Messung des Feldes am Waldbrande. Der Stadt- rat selbst blieb am Waldbrande stehen. Die Speffarter, welche die Männer nicht kannten, hatten keine Ahnung davon, was die Mes- sungen bezweckten, und der Vogt des Dorfes machte bei der Abstim- mung von Frauenalb selbigen Tages durch einen Extraboten Anzeig, „daß fünf oder sechs Männer nach Speffart gekommen seien und dort die Gemarkung abgemessen hätten; niemand wisse, wer sie seien, und wer sie beauftragt habe.“

Am gleichen Abend brachte der Klosterjäger von der Abtissin Freifrau von Stöking dem Vogt den Befehl, „daß er bei Vermel- dung von 50 Reichstaler Strafe oberwähnte Leute befragen solle, wer sie seien, was sie zu Speffart zu verrichten oder abzumessen hätten, und von wem sie bevollmächtigt oder abgeschickt seien. Sollte Bitte zu nichts verbleiben wollen, so solle er mit Hinzuziehung des Klosterjägers und mit genügsamer Zuhilfenahme von jungen Bür- gern und Bürgeresöhnen durch Verschlagung und Verhauung der Messruuten sie mit Gewalt von Dorf und Feld vertreiben.“

Ein weiterer Befehl des Amtmannes in Frauenalb an den Schultheißen in Speffart lautete: „Es solle der Schultheiß genau Achtung geben lassen, durch angestellte Wachen an zwei bis drei

Orien auf dem Feld, damit der Feldmesser von Ettligen mit seinen bei sich habenden Leuten das frauenalbische Territorium weder betreten, noch weniger einen Grundschollen darauf abmessen könne. So der Schultzeiß saumfelig wäre, habe er zu gewärtigen, daß er seines Schultzeißnamens entsetzt und überhin um 50 Reichstaler gestraft werden solle."

Man kann sich wohl denken, daß diese Tatsache große Aufregung ins Dorf brachte, und daß die Geschichte mit dem Feldmessern Stoff zu einer Legende gab oder doch auf eine vorhandene Volksage einwirken mußte, so daß die Sage entstand, wie sie Schnebler erzählt. Darauf deutet schon die Zahl der Feldmesser hin.

Der Grenzstreit zwischen Frauenalb und Ettligen, ein Streit, welcher sich durch Jahrhunderte hinzieht, mag auch die Grundlage einer weiteren Sage bilden, die Schnebler in seinem Sagenbuch mit „Streit zwischen Ettligen und Frauenalb“ betitelt. Diese Sage lautet:

Als die Waldungen der Stadt Ettligen noch bis Bernbach reichten, ließ die Bürgerschaft in der Nähe der Abtei Frauenalb eine gemauerte Schweinsteige mit einem Ziegeldach erbauen. Diese Nachbarschaft fiel den Klosterleuten so beschwerlich, daß sie sich erholten, die Steige auf ihre Kosten zu versehen, und als die Ettliger es abschlugen, dieselbe in der Nacht durch Feuer zerstörten. Kaum war dies in Ettligen bekannt geworden, so rief der Stadtrat die Bürger zur Rache auf, stürmte an ihrer Spitze nach Frauenalb und gab das Kloster den Flammen preis. Ueber diese Greuelthat führte die Äbtissin beim Schirmherrn des Klosters, dem Markgrafen von Baden, persönlich Klage. Dieser verurteilte sämtliche Ratsherren zum Tode, und die Bürgerschaft dazu, den ganzen Waldbezirk von Bernbach bis zur Moosalb dem Kloster abzutreten und den Turm in ihrem Wappen umzukehren, so daß er darin auf der Spitze stehe. Der Markgraf wohnte in eigener Person der Vollziehung dieses Urteils in Ettligen bei, und als elf Ratsherren enthauptet waren, fragte er seinen Hofnarren, wie das Köpfen ihm gefalle? — „Wenn die Menschen wie die Weidenbäume wieder ausschlagen, so gefiele es mir nicht übel,“ erwiderte der Narr und bewog durch diesen launigen Einfall den Markgrafen, den zwölfsten Ratsherren zu begnadigen. Die Enthaupteten wurden auf der Nichtstätte begraben und auf die elf Gräber ebenso viele Steine mit ausgehauenen Köpfen gesetzt. In der Folge, als der Platz in einen Weinberg umgewandelt worden war, verfezte man diese elf Steine außen an die Mauer beim Guttenhause, wo sie heute noch zu sehen sind. Der Platz der Nichtstätte heißt aber von ihnen den Namen „Kopfreben“ bis zum heutigen Tage.

Geschichtlich erwiesen ist der stete Grenzstreit zwischen Ettligen und Frauenalb; aber nirgends finden wir in der Geschichte der Stadt einen Anhaltspunkt für den Vollzug eines Todesurteils an elf Stadträten. Vielleicht hat der Narr auf dem Narrenbrunnen beim „Mitter“ bei der Entstehung der Sage mitgewirkt. Dieser Narr hat schon manchem Forscher Kopfzerbrechen verursacht. Die einen wollen ihn für das Konterfei eines badischen Hofnarren halten, welche Annahme für die Sage spräche. In verschiedenen Urkunden habe ich jedoch eine Familie Narr festgestellt, welche zeitweise in Ettligen wohnhaft war, so 1507 einen Durlacher Amtmann Peter Narr, der im Siegel einen Narrenkopf führt (Siehe General-Landesarchiv. Gröbigen, Weidgang). Nach einem Herrenalber Lagerbuch von 1534 wird als Verwalter des Beurenere (Richtentaler) Hofes zu Ettligen ein Peter Narr genannt, vielleicht der Sohn des vorigen. Möglich, daß diese Narrenfamilie sich ein Denkmal gesetzt hat; die Jahreszahl am Brunnen 1540 dürfte dafür sprechen.

In der Sage von den elf Stadträten wird die Zerstörung des Klosters Frauenalb durch die Ettliger erwähnt. Das läßt sich nun geschichtlich nicht sicher feststellen, daß das Kloster einmal durch die Ettliger Bürgerschaft zerstört worden ist. In Betracht könnte nur die Zerstörung des Klosters vom Jahre 1403 kommen. In diesem Jahre lag der Herzog von Württemberg mit dem Markgrafen von Baden in Fehde, und es fanden wiederholt Truppenzüge durch das Albthal statt. Hierbei soll das Kloster durch die Soldaten zerstört worden sein; jedoch ist keine zuverlässige Nachricht vorhanden. Im Band 23 der Geschichte des Oberrheins schreibt Gmelin: „Wie es kam, daß Frauenalb 1403 zerstört wurde, ob es von Kaiser Ruprecht's Kriegsvölkern besetzt und vertheidigt und von Markgraf Bernhard von Baden angegriffen wurde, oder ob der Brand durch einen verheerenden Einfall in das Gebiet des auf Seite des Kaisers stehenden Klosters veranlaßt wurde, darüber ist urkundlich nichts zu erweisen.“

Wir dürfen doch wohl annehmen, daß der in dieser Sage erwähnte Brand nur der von 1403 identisch ist, und zwar aus folgendem Grunde: Kurz vor diesem Brande war der Rechtsstreit wegen des Eigentumsrechts an den zwischen Frauenalb und Ettligen streitigen Wäldern sehr heftig gewesen, und es wurden am 6. Februar 1402 in der Sache viele Zeugen vernommen. Die dabei in Betracht kommenden Gelände waren „die smietde (Schmiede), die tannen unden an der smietde, der walt, der do langet bis gen Meckluschwan, der munnswalt (Mönchswald bei Bernbach), der schönberg und der walt von dem schönberg abhin bis daß die Moosalb in die Alb get.“

Die Urkunde über das Zeugenverhör vom 6. Februar 1402 — sie ist abgedruckt in B. Schwarz, Geschichte der Stadt Ettligen, Anhang Seite 14 — ist für das Verständnis der Schneblerschen Sage von großer Wichtigkeit. Kommt doch in ihr die Stelle vor: „Die Klosterfrauen sagten uff iren orden und gehorhame, daß die Knuwoner der Stat zu Ettligen vorzuten an der smidlen einen folhuffen gemacht und zu Meckluschwands eyne

kyge gemacht haden, da gingen sie (die Klosterleute) uff mit dem Crucze und zerbrachen den folhuffen und war Agnez von Gertringen (eine Klosterfrau) die erste, die yn uffbrach, und zerhuwen die Styge.“ Für diese Zerstörung der Schweinsteige gaben mehrere Männer aus den Albtdörfern Zeugnis.

Bemerkenswert für diesen Streit zwischen Ettligen und Frauenalb ist eine kaiserliche Urkunde vom 23. März 1431. An diesem Tage, es war der Freitag vor Mariä Verkündigung, entschied Kaiser Sigmund von seinem Hoflager zu Nürnberg aus, daß die Äbtissin und der Konvent des Klosters Frauenalb im Besitz der vorgenannten Wälder — der Smitten, der Tannen, des Mönchswalds und des Schönbergs — hinfürs ungehindert bleiben sollen. Beide Parteien, Kloster und Stadt, waren mit ihren Klagen „in eigener Person“ auf dem Schlosse in Nürnberg erschienen, ein Beweis dafür, wie ernstlich die Sache genommen wurde. Ob nicht die Niederlage, welche hier Bürgermeister und Rat der Stadt Ettligen erlitten, mit zur Entstehung der genannten Sage beigetragen hat? (Die kaiserliche Urkunde ist abgedruckt in B. Schwarz, Geschichte der Stadt Ettligen, Anhang Seite 32.)

Ähnliche Grenzstreitigkeiten fanden Jahrhunderte hindurch zwischen Speffart und Ettligen statt. Das Dorf Speffart hatte im 15. Jahrhundert und auch später weder eigenen Wald, noch eigene Weide, sondern war auf Ettligen angewiesen. Die Ettliger versuchten wiederholt, das Recht des Dorfes Speffart, ihren Wald und ihre Weide zu benützen, abzuschütteln, und das führte zu langwierigen „Spänen“ — so nannte man im Mittelalter die Reibereien zwischen einzelnen Personen oder Körperschaften. So war um das Jahr 1460 der Streit zwischen Ettligen und Speffart um Wald und Weide von neuem entbrannt, und es wurde zu dessen Beilegung ein Schiedsgericht berufen, bestehend aus Walther von Deymenhosen, Harant von Hohenburg, Amtmann zu Graben, und Wendel von Nernhungen, Amtmann zu Eberstein. Die verhörten am Samstag nach Margaretenstag des Jahres 1460 „die Spanne zwischen den ehrbaren Schultzeiß, Gericht und Gemeinde zu Ettligen an einem und den von Speffart an andern Teil“.

Vor Beginn des Verhörs wurde beiden Teilen ein früherer Schiedspruch in derselben Streitsache vorgelesen. Derselbe war im Jahre 1433 von Markgraf Jakob I. von Baden gegeben worden. Wir entnehmen ihm, daß die Ettliger ihr Vieh auf ihre Weide im Moosalbtal am Totemannsberg trieben und hierbei den Weg über Speffart wählten. Hierzu bedurften sie die Erlaubnis des Dorfes Speffart, beziehungsweise des Klosters Frauenalb. Diese wurde unter der Bedingung erteilt, daß die Speffarter Teil am Ettliger Wald und Weide auch fernerhin haben sollten, wie sie es seit alten Zeiten gehabt hätten.

Für diejenigen Leser, welche sich für derartige alte Urkunden interessieren, soll der betreffende Entscheid im Wortlaute folgen; er ist in einer gut erhaltenen Kopie in einem Kopialbuch des Großh. Generallandesarchivs zu finden und lautet:

„Wir Jakob von Gottes Gnaden, Margrave zu Baden, befehlen mit diesem Brieff, als die von Speffart etwas forderung vund anspruch gehabt habent an vnser lieben schultheiß, richter vund gemeind vnser Statt Ettligen von Holzwey vund auch von waidgang vund alment wegen um der von Ettligen waldern, die zu beschützen vund zu besegen habent, darinn die von Speffart bisher gewarheit gehabt haubt, des haben wir mit beider Parteyen wissen vund willen dieselben Spenne guetlich uertragen als hernach geschriben stecht.“

Zum Ersten sollen die von Ettligen den von Speffart gonnen, also, wer es, ob Einer von Speffart oder mer hanwolt bedörfften, daß Sie des hanwen vund nemen mögent, inn dem maß als die von Ettligen das gebent, doch daß die von Speffart alle maß die von Ettligen darumb bitten solent, vund sie solent inen auch das nit versagen, als das von Alter herkommen ist, one alle geuerd.

Item sollen die von Ettligen auch zu zweyen maßlen des fars, so sie duncket, daß das ant allerfistlichst und bequemtsten sein, den waldt uffthun, darinn dann die von Speffart mögen brennholtz und zu Jennen hanwen und füren zu irer notturfft und gedrauch, doch daß sie keins verkauffen sollen außwendig dem Dorff.

Item von der Waide wegen, da mögen die von Speffart mit irem viehe uff die Waide fahren, wie das von Alter herkommen ist, und wann Edericht (Eichel) geriecht, wie vil schwein dann die von Ettligen inen selbst jeglichem Hauß uffschien, mit sovil schweinen solent die von Speffart nach gebürnis jeglichem Hauß auch in der vom Ettliger waldt und auch in des Klosters von Frauenalb waldern fahren, wie und an welches end die von Speffart dunckt, ungehindert der von alb und der von Ettligen.

Und des zu urkundt. So haben wir unser Innsiegel thon hendchen an diesen Brieff, und wir, die Äbtissin und Convent des Klosters zu Frauenalb und wir schultheiß, richter und gemeind zu Ettligen befehlen, daß diser übertrag mit vnser beider Parteyen wissen und willen geschehen ist, und geloben das für uns und vnser nachkomen und erben und namlich wir Äbtissin und Convent für vnser arme Leuth zu Speffart ewiglich, stet und vest zu halten und dabei zu bleiben ohn Intrag und ohn alle geuerde, und das zu urkundt. So haben wir die Äbtissin vnser Innsiegel und wir der Convent vnser Convents Innsiegel und wir die von Ettligen der Statt Innsiegel auch gehentst an disen Brieff, der geben ist des Jars als man zalt von Christ geburt vierzehn hundert und drey und dreszig Jar an dem nechsten mittwoch nach Sankt Urbanstag.“